

(Nachdruck verboten.)

1]

Mutters Hände.

Zwei Bilder von Björnstjerne Björnson.

Scharfes Säbelklirren hallte von dem hohen Glasdache über dem Perron wider, Stahlklang rieselte in das Schnauben des Dampfers hinein; lautes Lachen und Gespräch in einer dichten, dumpfen Lonnasse von Karren, Gusschlägen und Güterverladung.

Jedesmal, wenn neue Scharen von Kavallerieoffizieren die Glastüren ausfüllten, klang das Säbelklirren scharf hindurch; auch viele Artillerieoffiziere kamen, eine Anzahl Infanteristen bildeten den Einschlag; alle nahmen sie die Richtung nach derselben Coupétür im Buge, wo eine hochgewachsene Dame in Schwarz und mit großen, halb wehmütigen, halb gebietenden Augen stand und grüßte. Eine langsame Neigung des Kopfes und niemals mehr. Die Offiziere kamen direkt von einem Manöver oder Marsch, das sah man. Der König war in der Stadt, ein paar seiner Vorboten zeigten es an, d. h. schwedische Uniformen. War er selbst hier? Wurde er erwartet? Nein, dann wären nicht die Offiziere allein hier gewesen. Aber war es die Dame in der Coupétür, die sie suchten, um ihr lebewohl zu sagen? Also die Frau eines Kavalleriegenerals? Nein, die da war wohl kaum in einem kleinen Waffencabinet, im Umgang mit Pferden und Pferdemenichen geworden, was sie war. Sie wurde auch nur ehrerbietig begrüßt. Man sammelte sich um jemanden, der unten stand, und der kaum zu sehen war. Da flatterte gerade ein weißer Damenschleier vor einer behandschulten Damenhand empor; war es dennoch eine Dame, der die Parade galt?

Noch ist der längst prophezeite Krieg mit Rußland nicht ausgebrochen; vielleicht kommt er erst später, so daß sie noch Zeit haben. Viele von diesen Offizieren trugen Orden auf Vorschuß. Des Obersten tapfere Brust trägt wenigstens acht; er hat viel nachzuholen. Dem Ansehen nach zu urteilen — so die beiden stattlichen Schweden mit süßlichen Hofaugen — sind einige von ihnen auch ziemlich bleich; haben sie vielleicht auch Wunden auf Vorschuß?

Sie strömen vor der Bagentür zusammen. Also er gilt wirklich einer Dame, dieser friedliche Krieg mit Drängen und Drücken, dieses ungeduldige Hin und Her, dieses beständige Wechseln von Nacken- und Schulterriemen, Ohren- und Nackenbärten, dies einstimmige Lachen auf Kommando?

Ist es vielleicht eine Prinzessin? O Gott, dann würden sie sich in ehrerbietigem Abstand halten; aber hier drängen sie vor, drängen sie vor, — bis die Glastüren sich abermals mit Uniformen und Säbelklirren füllen (diesmal ausschließlich mit Kavallerie), und ein kleiner Mann, sehr alt, aber lauter Freundlichkeit, nur Freundlichkeit, und wieder Freundlichkeit, kommt, begleitet von einem Stab älterer und jüngerer Offiziere. Disziplin und Hofuntertänigkeit — in einer kleinen Friedensarmee rücken niemals andere als Hofleute zu höheren Stellungen auf — hatten sein Gesicht so korrekt gemacht wie eine alte Zahlenscheibe. Nur daß ein Wart darauf sah, den zwei heimliche Schnüre von hinten aufwärts zum Lächeln und wieder hinab zum Ernst zogen.

Einer rief: „Blas für den General!“ — und im Nu entstand eine große, breite Oeffnung durch zwei grüßende Halbfiguren, die auseinander gerissen wurden.

Da sah man ins Zentrum hinein; es wurde von Damen gebildet, aber voran unter ihnen stand eine hochgewachsene, junge in hellem Reiseanzug und weißem Strohhut; ein langer, weißer Schleier lag lose darauf. Sie hatte die Hände voll Blumen, bekam deren mehr und immer mehr, die der Mutter von den Damen in die Coupétür gereicht wurden, und welche sie dann beiseite legte. Jetzt sahen es alle: dies waren Mutter und Tochter. Gleich groß, die Tochter vielleicht noch höher, dieselben Augen, groß und grau, aber der Ausdruck war weit verschieden, obgleich die Augen beider von einem innern, weiten Reiche Botenschaft brachten. Die der Mutter vom Verständnis für die Widersprüche und Leiden des Lebens; die der Tochter von etwas Flammandem, ein unruhiges Verlangen, ein Sturm von Kräften, die noch kein

Ziel gefunden hatten; sie funkelten vor Triumph, aber wechselweise zogen Miße von Ungeduld darüber hin.

Hoch, schlank, geschmeidig; die Bewegungen glitzerten in der Flamme dieser Augen. Die andern sahen sie nicht mit den eignen, sie mußten sie im Glanz ihrer Augen sehen. Das energische Gesicht verhalf den Augen zu dieser Macht über die Menschen. Das der Mutter war oval mit reinen Linien, breite Zeichnung; das der Tochter war länger und schroffer, besonders die Stirn von dem gewaltigen hellen Haar umgeben. Bei ihr gingen die Brauen gerade, ihre Nase war krumm, das Kinn stark, die Lippen sicher geschnitten. Eine Valkürensönheit, aber ohne das Herausfordernde. Die magnetische Anziehungskraft war Schwärmererei, Gast. Der Eindruck sammelte sich dahin, daß sie von unsichtbaren Kräften getragen wurde; alle, die in den Bereich dieses Eindruckes kamen, wurden mit emporgehoben. Sie sprach nach beiden Seiten hin und geradeaus, sie grüßte, nahm Blumen entgegen und lachte; wer alle diese Bewegungen und Uebergänge verfolgte, dem wurde so wirr, wie wenn er einen Wasserstrudel im Sonnenschein verfolgte.

Allerdings war hier Koketterie vorhanden, aber nicht ein Tropfen von jener aufdringlichen, die sich einen einzelnen ausjucht, und jedesmal einen andern. Nicht das leiseste Trällern eines Locktons. Wohl Bewegungen, die von dem Verlangen, zu gefallen, bestimmt waren, aber auch von feinem andern Verlangen. Das Flammande in den Augen war gerade eine Rüstung gegen Blicke und Wünsche, die dergleichen erzeugen; sie glitten ab. Keine Spur von Schwäche der Verweichlichung in diesem ununterbrochen Ausströmen von Gesundheit, Begabung und Freude.

Das war der Grund, weshalb es zog, — zur Ehre derer, die sich einfanden, sei es gesagt. Keiner blieb draußen, keiner war der Besondere. Jeder empfing nach seiner Art.

Diese einzig dastehende Bewunderung und Anbetung war im vorigen Herbst entstanden, als der Kavallerieoberst (mit der Schwester ihrer Mutter verheiratet) sie mit aus Paris brachte. Der ewige Bewerber um Männer- und Frauengunst, der absolut niemanden vernachlässigte, mit Ausnahme seiner eigenen Frau, hatte seit dem letzten Herbst keine größere und wichtigere Aufgabe, als seine schöne Nichte vorzuführen. Es geschah zu Pferde an ihrer Seite, auf Füllen an ihrer Seite, im Theater, in Konzerten an ihrer Seite; dorthin gelangte kein anderer. Er arrangierte Kavalkaden ihr zu Ehren, und die ganze Kavallerie war weg; er gab Bälle ihr zu Ehren, und ein gut Teil anderer war weg. Er nahm sie mit auf das große Fest der Offiziere, und das ganze Aufgebot war weg. Als alter Hofmann kannte er die Kniffe; sie wurde niemals ohne Glied präsentiert oder nur vergebens, — wie auch hier wieder; jeder einzelne hatte einen Wink bekommen!

Trotzdem kamen sie im höchsten Grade freiwillig; aber ohne Wink hätten sie es einfach nicht gewußt, oder der Dienst wäre nicht so eingerichtet gewesen, daß sie hätten kommen können, oder viele von ihnen hätten es sogar für aufdringlich gehalten. Jetzt waren sie auf Kommando da; bei einem Offizier erhöht das Gefühl, kommandiert zu sein, das Wohlbehagen im hohen Grade. Seht den Rücken des kleinen, alten Generals, indem er ihr die Hand küßt, von Sr. Majestät grüßt und sein Bufekt überreicht, das er am Morgen selbst für sie gepflückt hat; seht diesen Rücken, sage ich; man könnte ihn klopfen und streicheln. Als er sich wieder emporrichtete, ist er in ihren Strahlen glücklich wie ein steifbeiniger Hund, der unter der Serviette Fleisch wittert.

Ich habe oben von Kommando gesprochen, daß alle das für den Offizier wohlthuende Gefühl hatten, ihr auf Kommando zu huldigen. Der Umstand, daß selbst Majestät ihr Beifall gezollt hatte, war die höhere Weihe. Im Winter hatte er sie gewürdigt, ihr auf dem Eise die Schlittschuhe anzuschlappen. Allerdings ward nicht ihr allein die große Auszeichnung oder die Mitgliedschaft seines königlichen Schlittschuhklub zuteil. Außer ihr war noch eine ganze Schar junger Mädchen dabei. Aber jeder einzelne anwesende Offizier der Kavallerie und Artillerie — und es waren ihrer viele zugehen, als er kniete und ihr die Schlittschuhe an-

schnallte — hielt es für eine Auszeichnung, die ihrer Dame zuteil wurde.

Unter dem Beistand der Infanterie rannten sie hinter ihr her über das blanke Eis, ohne Hindernis und ohne Aufhalten, — die Schweden mit! Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, um sie an der Tete von Ausrückenden zu erblicken; um die Pferde, die Kanonen, die Pulverwagen unter Hufschlag und Hengstgewieher auf der spiegelglatten Fläche hinter ihr her schlingern zu sehen.

Wäre es nur diese eine Seite von ihr gewesen, — alle ihre Schönheit, wie außerordentlich sie war, hätte doch nicht auszureichen vermocht, was wir jetzt sehen!

Nein, es war mehr dabei. Sie ließ sich nicht fangen, fassen, aufhalten; sie war, als hätte man brennendes Feuer in den Händen; sie war weder für Männer noch für Frauen, sagten einige, und das spornte sie an. In der Nähe englitt sie; aus der Ferne war sie ein Meteor. Besitzt die Erinnerung Glanz, so wird er verstärkt durch andrer Widerschein.

Dieser Eindruck wurde durch einzelne Worte verstärkt. Sie hatte nämlich solche, die „gingen“. Als der König ihr die Schlittschuhe anschnallte, sagte er galant: „Fräulein, Sie haben den charmantesten kleinen Fuß.“ — „Ja, von heute an,“ entgegnete sie.

Ein jovialer Artillerieoberst hatte ein Vermögen für Kameraden, Weiber und sich selbst verschwendet. „Ich lege Ihnen mein Herz zu Füßen,“ sagte er. — „O Gott, was bleibt Ihnen dann noch zu vergeben?“ lachte sie und reichte ihm die Hand zur Polonaise.

Sie inklinierte für einen jungen Leutnant, der purpurrot wurde. „Sie gehören zu denen, für die man sterben könnte,“ flüsterte er. Freundlich nahm sie seinen Arm: „Ja, für mich zu leben, würde uns gewiß langweilig werden.“

Zum festangestellten Poeten der Kavallerie, einem festen Mittelmeister, ging sie, um mit ihm Vielliebchen zu essen. „Mögen Sie?“ fragte sie. „Eins möchten wir Ihnen gegenüber alle,“ entgegnete er, „aber wir kommen nie dazu, es Ihnen zu sagen. Was mag der Grund dafür sein?“ — „Mir was zu sagen?“ fragte sie. — „Ich liebe Sie!“ — „Ah —! man weiß ja, daß ich lachen würde,“ lachte sie und bot ihm die halbe Mandel, die er verzehrte, und dabei waren sie die besten Freunde.

Aber eine andre Reihe von Aeußerungen flöhte noch stärkern Respekt ein. Vor dem Ramin wurde von einer gewissen Pforte erzählt, die „die Pforte der Wahrheit“ genannt wurde; alle, die hindurchgingen, mußten sagen, was sie dachten. Da rief sie aus: „O Gott, dann erfahre ich, was ich selbst denke!“ Einer von den Anwesenden sagte, genau diese Worte habe der dänische Bischof Monrad*) gebraucht, als er von der Pforte gehört hatte. „Und ihn nannte man eine Sphinx,“ fügte der Mann hinzu.

Sie sah noch eine Weile, wurde bleicher und bleicher und erhob sich. Kurz darauf fand man sie in einem Nebenzimmer, weinend.

Bei einer Mittagsgesellschaft sagte ein gelehrter Mann: „Derjenige, der zu etwas Großem bestimmt ist, weiß es von Jugend auf. — „Ja, daß er zu etwas bestimmt ist, aber nicht zu was!“ erwiderte sie schnell. Aber hierüber schämte sie sich. Sie wollte es wieder gut machen und sagte: „Einige wissen es, andere nicht.“ Schämte sich dann noch mehr, und die Verlegenheit verlieh ihr einen unwiderstehlichen Reiz. Menschen lieben es, starkes Sehnen zu spüren, das sich nicht verraten will.

In einem vertraulichen Kreise wurde eines Abends von einer jungen Witwe gesprochen. „Sie erneuert sich in einer neuen Liebe,“ sagte jemand. „Nein, eher in einer Tat, einer aufopfernden Tat,“ sagte ein anderer, der behauptete, er kenne sie besser. „Mir ist es gleich, was davon wird, wenn sie sich nur irgendeiner Sache hingibt,“ sagte der Erste. „In der Hingabe liegt die Rettung, — nennt es Erneuerung, oder was Ihr wollt.“

Dies hat sie mit angehört. Anfangs war sie gleichgültig, wurde jedoch angeregt und zuletzt gespannt. Dann rief sie aus: „Nein, gerade sich nicht hinzugeben gilt es!“ Keiner antwortete. Man empfand es so seltsam. War etwas geschehen, oder war es eine Vorahnung?

Oder dachte sie an etwas Besonderes, um das niemand hier wußte? Oder an etwas Großes, um deswillen es wert war zu warten?

Das, was man sich nicht erklärt, nimmt die Gemüther

gefangen. Die besser Gesitteten, die feinern Naturen unter den Rittern empfanden Respekt. Von ihnen aus verpflanzte es sich weiter. Zwischen undisziplinierten Willen verpflanzte sich nichts schneller, als Respekt — oft der verständnislosste. —

(Fortsetzung folgt.)

Marionetten.

Wer entsinnt sich nicht aus seiner Kinderzeit jener glücklichen Momente, wo er mit glühenden Augen vor dem Kasperle-Theater saß und dankbar alles belachte, was der lustige Kerl da oben, der so fest auf der Brüstung saß, so fabel in die Welt ludte und so schlagfertig mit seinem Knüttel dreinhieb, zum Besien gab.

Hier hat das Kind eine eigene Welt für sich. Wenn es auch später in das große Theater kommt, wo alles noch viel glänzender, größer und schöner ist — wohl jeder weiß noch, wann und wie dies war, als er zum ersten Male ins Theater geführt wurde und die Eltern sollten um dieses bleibenden Einbruchs willen etwas wählerisch und kritisch mit dem sein, was sie für das Kind aussuchen — es vergißt nicht die Bretterbude, aus der Kasperle hervorsprang, die Holzbanke, auf denen es saß, und die Wibe, die es da zu hören besam.

Das Kind hat neben all dem Lustigen dabei den eigentümlichen Reiz, daß es Wesen vor sich sieht, denen gegenüber es sich groß und erwachsen vorkommt und die zugleich so handeln, wie sie selbst es instinktiv möchten: unberechenbar, lustig, mit kleinen Prügeln, ohne Lehrhaftigkeit und Regel geht das alles zu. Die Drossel triumphiert und die Wirkung, nicht die Wirklichkeit entscheidet. Wenn das Kind in das große Theater geführt wird, staunt es; es fühlt sich hier doppelt als Zwerg. In diesen Extremen erlebt es Gullivers Welt der Zwerge und Riesen in anschaulicher Sinnfälligkeit und fühlt sich selbst als Mittelpunkt der Erlebnisse.

In der Tat hat sich hier etwas Volkstümliches durch die Jahrhunderte erhalten und wir sollten nicht so leichtfertig darüber hinwegsehen. Ursprünglich waren die Vorstellungen auch für die Erwachsenen in diesem derben Stil gehalten, und das ganze Volk ergötzte sich daran. So daß wir es nicht abweisen können, daß hier ein dekorativer Stil des Bühnenmäßigen, Theatralischen vorliegt, der nur noch in Ueberbleibseln vorhanden ist, und im Kasperltheater der Kinder ein verklärtes Dasein fristet. Die gänzliche Abwesenheit alles Pedantischen, die Freude an drastischem Witz, die unverhohlene Verleugnung alles der Wirklichkeit Nachahmenden, die Charakteristik der Maske und des Sprechens, die eindrucksvolle Wirkung der Gesten — all das ist Theatralik im stärksten Maße. Wir aber haben uns diese Wirkungen entgehen lassen, sind lehrhaft und pedantisch geworden und leiden es nicht, wenn nicht alles stimmt und Hand und Fuß hat. Wir sehen weder Riesen noch Zwerge mehr auf den Bühnen; diese Welt ist tot. Wir sehen nur noch Herrn Hinz oder Kunz, den wir kennen, auf dem Theater. Weder der hohe Kothurn der antiken Bühne, noch das kleine Kasperle der altdeutschen Bühne begrüßen uns; wir sehen nur uns selbst wieder. Und doch liegt gerade hier ein neuer Stil verborgen.

Und doch — so ganz ausgestorben ist Kasperle nicht.

Seit einiger Zeit interessieren uns die Versuche, das alte Marionettentheater, das in München und Köln noch lebendige Tradition besitzt, neu zu beleben. In Berlin gastiert augenblicklich Paul Braun mit seiner kleinen Truppe bei Keller u. Reiner, die schon vor zwei Jahren auf der Ausstellung München 1908 die Besucher entzückte. Moderne Maler malten dekorativ die Kulissen, Bildhauer schnitzten die Figuren und entwarfen die kleinen Möbel, so daß es kleine Welt für sich ist.

Es sei hier auch an die Versuche des Münchener Bildhauers Waldemar Heder erinnert, der es im Anschluß an seine Tätigkeit bei den Münchener Scharfrichtern im Vorjahre unternahm, das Puppenpiel neu zu beleben. Er zeigte in einem Kabarett seine Künste. Er ließ ein Märchen von Grimm aufführen: „Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen“. Er erreichte darin eine äußerst intime Stimmung. Man sah wie in eine kleine, besondere Welt hinein. Die Beweglichkeit, die Ausdrucksfähigkeit war dank der genauen Handhabung und geschickten Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Bewegungsmotive äußerst suggestiv.

Einen neuen Weg schlug Heder ein bei der politischen Revue, auf die er das Puppenpiel ausdehnte. Hier waren die Puppen größer, die Köpfe abnorm umfangreich, um eine schlagendere Charakteristik zu erzielen. Das Groteske des Anblicks deutet sofort die Welt des Witzblattes und der Satire an. Das Prinzip der sinnfälligsten Deutlichkeit wird, um die Maske sofort und weit hin erkenntlich zu machen, bewußt innegehalten und führt zu einer eigenen Form. Durch die selbstsame, übertriebene Disharmonie des Gestaltlichen kommt etwas Burleskes heraus, das durch die Starrheit der Mienen im Gegensatz zu der Beweglichkeit der Weine und Hände erhöht wird. Auch war die Kleidung individuell aufs feinste behandelt und jede Figur bewegte sich gleichsam anders, dem Charakter entsprechend.

Literarischer kam dann, nicht lange darauf, A. M. Meyer, der ein Puppenpiel, aus dem Englischen überetzt, von dem Romantiker Achim v. Arnim in der Sezession zur Aufführung brachte: „Der Herr Fahnen und die Marie vom langen Markte.“ Die Mittel waren hier einfacher. Man ging auf den Stil des Kasperltheaters

*) Bischof Monrad, dänischer Bischof und Minister.

zurück; doch kam das künstlerische, Bewußte dadurch gerade markant heraus. Figuren, die mit ihren Beinen vorn über die Brustung hängen; hinten ein perspektivisch gemalter Hintergrund. Die Wirkung war also hier ganz auf das Wort und auf die Bewegung gestellt; wichtig ist dabei also der Sprecher. Es ist etwas Volkstümliches, Unwichtiges in dieser Art, die nicht so kompliziert ist, wie die vorerwähnte Art, die aber um ihrer Dramatik willen nur für bestimmte Stücke von einfachem, primitivem Inhalt sich eignet, die aber ihres Eindringendes sicher ist. Die Masken waren markant und typisch gewählt, nicht zu klein im Detail; sie hielten etwa die Mitte zwischen den beiden oben geschilderten Puppen, nicht so natürlich wie die erstgenannten, nicht so grotesk wie die politischen Masken.

Das Braunschweiger Marionettentheater nimmt nun diese Tendenzen in vollem Umfang auf und es verwirklicht sich in ihm eine Art stilistisches Programm, das seine Tradition in den alten, noch jetzt hier und da bestehenden Puppenspielen volkstümlichen Charakters hat. Es wird hier der Versuch gemacht, ins Moderne jene groteske Note hinüberzuretten, die auf der großen Bühne sich nicht mehr hervorwagt. Unzweifelhaft ist da ein Stil verborgen, der uns noch neue Bühnenwirkungen geben kann. Lustig und farbenfroh war das kleine Gewände, das seinerzeit auf dem schattenlosen Kiesboden des Vergnügungsparks der genannten Ausstellung in München sich in der Glühitze der herniederbrennenden Sonne in funkelndstem Blau präsentierte. Und wenn man hineinging, leuchtete aus dem Dunkel des kleinen Raumes eine winzige Bühne auf. Man muß Achtung haben vor dem, was hier in gründlicher Arbeit, in allmählicher Durchbildung wirklich erreicht und in seiner Art zu einer Vollendung gebracht ist.

Wie groß die Möglichkeiten auf diesem Gebiete sind, zeigt der Umkreis der Stoffe, die zur Darstellung kommen. Da werden alte Stücke, moderne Schauspielstücke, kleine Spielopern mit Glück inszeniert. Am eigenartigsten war ein Märchenstück des Grafen Poggi (der den Stil des alten Kasperletheaters genial benutzte) und eine graziose Spieloper von Pergolese. Des erstgenannten „Eulenspiegel“ war besonders unterhaltend und abwechslungsreich, besonders eindringlich und hochkomisch, in seiner Art eine Travaurleistung der Typen der Bauern; der eine lang, dürr, beinahe mit Drahtbeinen, und hagerem, beinahe ausgemergeltem Spinnengesicht; der andere dick, klein mit äußerst massivem Hinterkopf, auf das sich prall bis zum Platzen die lederne Hose spannte; der dritte Mittelware zwischen den beiden Extremen, jovial. Wie diese zum Minister in das Amtszimmer kommen, wie sie sich hineinschieben, wie man zuerst hinter den Kulissen ein Räuspern und Spindeln hört, wie sie sich dann in echt hajubarischer Behäbigkeit herumladeln, verlegen sind und die Bilder beluden, sich in die Sessel fliegen, dazu die pfiffig-dummen Gesichter und die prächtig modellierten Bauernhände, schon dieses stumme Spiel war eine Meisterleistung, ein Schaffen aus dem Nollen, mit aller Liebe zum Detail und dem Blick für die große Wirkung des Ganzen.

Aus dem Verben zum Graziosen führte die Spieloper von Pergolese: „La serva padrona“ („Wie die Jose Perrin wird“). Eine leise, garte Musik umspielt die Bilder mit leichten Klängen. Das Pierrotische der ganz fein abgestimmten Gesangsstimmen begleitete das äußerst graziose Spiel der Bewegungen wie mit ammutigen Trabesken. So daß man nach dem Anhören dieser beiden Perlen überzeugt war, daß sich ganz besondere, dem Puppenspiel eigentümliche Wirkungen erzielen lassen, die auch für uns noch von Wert sind. Freilich muß dann alles so klappen und zu einander passen, wie es hier in fast vorbildlicher Weise erreicht ist. Witz und Humor und Grazie, Romik und Dramatik müssen harmonisch zusammenwirken. Das ist nicht leicht. Geistreiche Auffassung und gewandtes Können und sicherer Geschmack sind die unerlässlichen Vorbedingungen, damit das Ganze nicht künstlich wirkt.

Mit dieser Truppe ist Paul Braun nun auch nach Berlin gekommen. Er gab hier eine ähnliche Auswahl von Stücken, ein modern-literarisches Werkchen von Schnitzler „Der tapfere Kasperl“, ein Kasperlestück vom Grafen Poggi „Kasperle als Porzätmaler“ und die genannte Spieloper des Pergolese und man hatte so Gelegenheit, noch einmal alles nachzuprüfen, wobei man mit Vergnügen feststellte, daß alles Hand und Fuß hatte und die subtile Handhabung und Durchführung womöglich sich noch vervollkommen hatte. Die kleinen Personen hatten sich sozusagen noch vollendeter eingespield.

Die Schlussfolgerung? Wir wollen sehen, daß Kasperle nicht ganz verdrängt wird. Wir wollen ihn hegen und pflegen, diesen lustigen Kerl, und den Kindern ihr Vergnügen, das nicht ohne tieferen Sinn ist, gönnen. Wir wollen nicht mit vernünftigen Einwänden kommen.

Ja, vielleicht ist gerade die Familie berufen, diese Tradition zu hüten. Wie einfach ist solche Bühne. Flugs ein paar Stühle, ein Tisch oder Bretter; Tische darüber; die Puppen sind leicht anzufertigen und Kostüme mit Plüsch herzustellen. Und schon schwingt sich Kasperle, der unsterbliche Spinnmacher über die Brustung und beginnt seine Predigt, die immer auf Seiten der Weltweisheit sich bewegt und Gott und den Teufel nicht fürchtet.

Man braucht nur einmal zuzusehen, wie die Kinder vor solch einem Kasperletheater, das einem wohl hier und da noch, auf Dörfern, auf Spielplätzen begegnet, dasen: mit glühenden Wangen, mit aufgerissenen Augen und in gespanntester Aufmerksamkeit, so daß sie alle Umgebung ganz vergessen. Eine Konzentration des Genusses

erleben wir hier, die noch ganz unmittelbar ist. Wir lächeln vielleicht. Aber wir müssen bedenken, daß Goethes Faust auf diese Kindheitsanregungen zurückgeht, und wenn wir die Welten, die zwischen diesem Primitiven und der umfassendsten Schöpfung unserer deutschen Literatur liegen, ermessen, ersehen wir zugleich die Bedeutung dieser kindlichen Welt, die eine Welt für sich ist und sich auch seine Bühne schuf, auf der sie lacht, weint, jubelt, meist aber guter Dinge ist. E. B. W.

Wie entstehen Versteinerungen?

Eine ganze Menge, darunter sehr wichtige Beweise für die Abstammungslehre hat die Paläontologie, die Lehre von den ausgestorbenen Lebewesen der Vorzeit, geliefert, die sich auf die in und zwischen den verschiedenen Gesteinsschichten der festen Erdkruste gefundenen Fossilien, d. h. Versteinerungen von Tieren und Pflanzen stützt. Wer die umfangreichen Sammlungen dieser Art in unseren Museen besucht, wird erstaunt sein über die Menge Materials, die hier in verhältnismäßig kurzer Zeit sich angesammelt hat; denn erst seit etwas über hundert Jahren ist das Studium der Versteinerungen in das Arbeitsgebiet der Naturforscher aufgenommen worden. Und doch sind erst relativ wenige Gebiete der Erdoberfläche einer planmäßigen Durchforschung unterzogen worden, und nur wo wirtschaftliche Unternehmungen ein Eindringen in den Boden erheischen, in Bergwerken, Tunneln usw. sind auch die Tiefen der Erdkruste an vereinzelten Stellen erschlossen worden. Daß trotzdem ganze Entwicklungsreihen, besonders von Tieren, sich allein auf Grund der paläontologischen Funde haben rekonstruieren lassen, muß um so erstaunlicher erscheinen, als Versteinerungen nur unter ganz besonders günstigen Umständen entstehen können. Darüber enthält das kürzlich erschienene „Lehrbuch der Paläozoologie“ von Prof. Dr. Stromer von Reichenbach — Verlag W. G. Teubner, Leipzig; 10 M. — das für alle, die sich mit diesem Gebiet intensiver beschäftigen, ein vorzügliches, zuverlässiges Führer sein dürfte — in seiner Einleitung bemerkenswerte Ausführungen.

Danach ist es als ein besonderer Glücksfall anzusehen, wenn uns die Reste von Tieren und in noch viel höherem Maße die von Pflanzen bis in die Gegenwart erhalten bleiben. Denn sowie sie nach dem Tode der Organismen längere Zeit dem Einflusse der Luft ausgesetzt sind, verwittern und verfaulen sie, werden auch teilweise von anderen Lebewesen gefressen oder durch mechanische Einflüsse zerstört. Sie müssen in irgend ein Material geraten, das sie vor einer derartigen Vernichtung schützt, also etwa in Wasser, in dem sich Mineralien wie Kalkstoff oder Kieselsäure niederschlagen, in Torfmoore, wo Humusäure eine rasche Verwesung hindert, in Harzstoffe, die sie umhüllen, oder sie müssen in Sümpfe versinken, an der Küste oder in Staubsturmreichen Gegenden liegen bleiben, wo sie bald von Sand oder Schlamm oder Laß bedeckt werden. Je wehr dabei Luft und zirkulierendes, d. h. mit Kohlenstoff und Sauerstoff stark durchsetztes Wasser abgehalten wird, desto besser werden die Fossilien konserviert.

Auch der Bohnort, oder Sterbeort der Tiere und Pflanzen spielt bei der Fossilbildung eine große Rolle. Landbewohner, vor allem solche von Gebirgsgegenden, wo der Boden einer fortschreitenden Zerstörung unterliegt und Ablagerungen sich kaum bilden können, sind uns nur unter ganz besonders günstigen Umständen und fast nie in zusammenhängender Form erhalten. Eher schon die Bewohner süßer, seichtes Gewässer, zumal solcher, die keine oder nur eine geringe Strömung oder sonstige Bewegung aufweisen, wo also auch keine mechanische Zerstörung eintrat. Am besten sind uns die Meerestiere aus Versteinerungen bekannt, und darunter wieder die am vorzüglichsten, deren Reste sich in mäßiger Meerestiefe ablagerten, während sie in den Brandungsregionen gar zu leicht zerrieben wurden.

Vor allem aber ist die Erhaltung der Fossilien an den Bau der Organismen geknüpft. Was an ihnen aus organischer Substanz besteht, Haut, Muskeln, Nerven, Horn usw. ist in weitaus den meisten Fällen nach dem Tode in kurzer Zeit der vollständigen Vernichtung verfallen. Nur die Hartteile, die wie die Panzer der Krebse aus Chitin oder die aus Kieselsäure oder Phosphor- oder kohlensaurem Kalk bestehen, leisten der Zerstörung größeren Widerstand. Demnach haben sich von panzer- und skeletlosen Urtieren bis herauf zu den Würmern, von nackten Weichtieren usw. kaum irgendwelche Reste erhalten. Sie und da hat allerdings das Eis Jahrtausende alte Kadaver wie die des Mammuts in blutfrischem Zustand konserviert, und unter besonders günstigen Umständen ist uns auch die Struktur verfallter Muskeln, Rotballen (Koprolithen) usw. erhalten.

Doch selbst die Reste, die vor einer raschen Zerstörung gesichert und in einer die Verwesung abhaltenden Schicht gut eingebettet wurden, weisen die ursprüngliche Zusammensetzung nur äußerst selten auf. Sand und Schlamm bringen in die in ihnen befindlichen Hohlräume, und das im Gestein zirkulierende Wasser feht darin Mineralien wie Kalk, Kieselsäure, Schwefelwasser usw. ab, wobei allerdings sowohl die äußere Form wie die Struktur keine Veränderung erleidet. Die Substanz selbst, aus der die Fossilien ursprünglich bestanden, wird meist mehr oder weniger verändert. Schließlich können die ursprünglichen Hartteile, wie Knochen, Muschelschalen usw., besonders in Sand- und Kalksteinen wieder vom Wasser aufgelöst und die Bestandteile fortgeführt werden; es

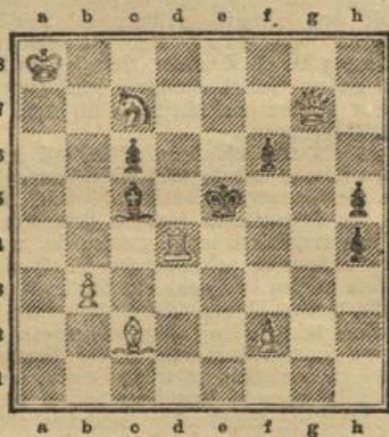
bleiben dann nur die zu Stein erhärteten Ausfüllungen ihrer Hohlräume, die sog. „Steinerne“, übrig, deren Oberfläche natürlich den Abdruck der Innenwand wiedergibt; z. B. würde man von den Versteinerungen im Müdersdorfer Muschelschale erst die richtige, ursprüngliche Form erhalten, wenn man die Hohlräume, in denen sich meist Kalkspatristalle befinden, mit Wachs, Gips und dergl. wieder ausgefüllen würde.

Oft ist uns überhaupt nur ein „Abdruck“ der Oberflächenform erhalten; z. B. sind bei den Fossilien im Verrucosus die Reste der Tiere und Pflanzen ganz eingetrocknet oder zerstört, aber selbst die zartesten Teile in ihrer Form aufs genaueste wiedergegeben. Selbst die so vergänglichen Quallen, ebenso wie die Füße von Glieder- und Wirbeltieren, die Bauchseite kriechender Würmer haben bisweilen in weichem Schlamm oder Sand ihre Eindrücke hinterlassen, die dann rasch verhärteten und durch darüber gebreite Sand- oder Schlammwichten ausgegossen und geschützt wurden. So sind die sog. Chirotherienplatten entstanden, die im westfälischen und thüringischen Sandstein häufig gefunden werden und die neben Trockenrissen, Wellenfurchen und Regentropfeneindrücken die Fährten von Reptilien zeigen, deren Knochenreste vielfach bis heute noch nicht haben aufgefunden werden können.

Nach all dem müssen wir also annehmen, daß uns nur die wenigsten Arten der Pflanzen und Tiere, die in früheren Perioden der Erdgeschichte gelebt haben, in Versteinerungen erhalten geblieben sind.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



Magimov 2 ♣

Abgelehntes Damengambit.

Gespielt in Amsterdam zwischen Atkins (Weiß) und Mannheimer (Schwarz).

1. d2—d4 d7—d5

2. c2—c4 e7—e6

In unserer Spalte vom 6. März hatten wir schon bemerkt, daß die Ablehnung des Gambits mit 2... e6! am stärksten ist, weil Bd5 mit einem Bauer gedeckt sein muß, um im Falle eines Bauertausches auf d5 mit einem Bauer wiedernehmen zu können und somit den Doppelschritt des zweiten weißen Zentrumsbauern möglichst lange zu verhindern. Zu gleicher Zeit hatten wir hervorgehoben, daß die Ablehnung mit 2... e6 (wie im Text) aus dem Grunde minderwertig ist, weil sie den Lc8 einschränkt. Jedoch hatten wir dort keine Gelegenheit, die Konsequenzen der Einschränkung des Lc8 mit 2... e6 variantenmäßig genauer zu beleuchten. Diese Lücke füllen wir nunmehr in gegenwärtiger Partie aus, und zwar um so mehr, als der Zug 2... e6 in der Praxis sehr üblich ist. Man muß also, wenn man die weißen Steine führt, wissen, wie man die minderwertige Spielweise des Gegners am besten auszunutzen hat. Im wesentlichen beruht diese Ausnutzung darauf, daß Weiß zunächst bedacht ist, seinen Lc1 (sowie überhaupt die Streikkräfte seines Damensüßels) zu entwickeln, bevor er den zweiten Zentrumsbauern zieht.

nur durch die Bauern an ihrer Bewegungsfreiheit und Wirksamkeit verhindert (mit Ausnahme der Springer), sondern sie stehen sich auch einander im Wege. Demnach ist einleuchtend, daß das Wegziehen der Figuren von ihren ursprünglichen Plätzen die wichtigste Sorge eines guten Spielers in der Eröffnungsphase sein muß. Denn nur durch „Entwicklung“ erlangt man die Möglichkeit, seine Figuren in wirksame Tätigkeit zu setzen, indem man bedacht ist, sie möglichst auf offene, bewegungsfähige Linien und Diagonalen des Brettes zu positionieren. Wenn wir in unseren früheren Spalten von der Bedeutung des Ringens der Partien um den „Doppelschritt“ beider Zentrumsbauern sprachen, so geschah es nur, weil dieser Doppelschritt beider Zentrumsbauern am wirksamsten und am raschesten in der „Entwicklung“ (1) förderlich ist. Nach der minderwertigen Ablehnung des Damengambits mit 2... e6 ist die Bewegungsfreiheit (Entwicklungsfähigkeit) des Lc1 der des Lc8 überlegen, und wir werden in der vorliegenden Partie beobachten können, wie dieser Unterschied am schwarzen Spiele allmählich sich rächt.

3. Sb1—c3

Entwickelt eine Figur, die das Feld e4 bederrscht und droht somit eventuell den Doppelschritt des zweiten Zentrumsbauern! (e2—e4).

3. Sg8—f6

Verhindert die erwähnte Drohung

des Gegners (e2—e4). Eine andere Methode, e2—e4 zu verhindern, besteht in 3... e7—e5, was besonders von Dr. Tarrasch empfohlen wird. Die Konsequenzen dieser letzteren Spielweise sind ziemlich verwickelt und werden von uns in der nächsten Spalte berücksichtigt werden.

4. Lc1—g5!

Diese Entwicklung des Damenläufers, die dem Schwarzen (wegen 2... e6?) fehlt, bildet die Hauptbasis des Stellungs Vorteils von Weiß. Gleichzeitig wird hiermit Sf6 gefesselt, monat wiederum e2—e4 droht. (Doppelschritt des zweiten Zentrumsbauern!)

„Gefesselt“ ist ein Stein, der nicht ziehen darf, ohne einen hinter ihm stehenden wichtigen Stein aus dem eigenen Heerlager dem Feinde preiszugeben. Würde man zum Beispiel in gegebener Position den Sf6 ziehen, so könnte Lg5 die schwarze Dame schlagen. Aus diesem Fesselungsgrunde droht auch Weiß, wie gesagt, wiederum e2—e4. Zum Beispiel: 4... Sg8—d7; 5. e4!, d×e4; 6. S×e4, S×e4?; 7. L×d8, Lb4†; 8. Ke2, K×d8; 9. f3 nebst ev. Kf2. Weiß hätte die Dame gegen zwei leichte Figuren* (so werden die Springer und Läufer genannt) und wäre hiermit im materiellen Vorteil. (Bei sonst gleichen Umständen ist der Wert der Dame auf etwa 3 leichte Figuren zu taxieren.)

4. Lf8—e7

Entfesselt den Sf6 und verhindert hiermit die Drohung von e2—e4.

5. e2—e3

Dieser zur Bewegungsfreiheit des Königsläufers notwendige Zug ist von Weiß also ohne Einschränkung seines Damenläufers erreicht worden; während der analoge Zug des Schwarzen (e7—e6) den Lc8 einschränkt. Der Unterschied ist von großer Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, daß die Entwicklung des Damenläufers auch zur Entwicklungsfähigkeit des Damenturms notwendig ist!

5. 0—0

Durch das Rochieren bezweckt man meistens nicht nur die Sicherstellung des Königs, sondern auch gleichzeitig eine fast notwendige Vorbereitung zur Entwicklung der Lärme.

6. Sg1—f3 b7—b6

Um den eingeschränkten Lc8 wenigstens nach b7 zu entwickeln. Der Zug ist also eine logische Konsequenz der Ablehnung des Damengambits mit 2... e6?

7. Lf1—d3 d5×c4

Früher oder später muß dieser Zug doch geschehen; sonst wird der Damenläufer auf b7 auf seiner offenen Diagonale stehen.

8. Ld3×c4 Lc8—b7

9. 0—0 Sb8—d7

10. Dd1—e2

Hiermit wird den Türmen die Gelegenheit gegeben, miteinander in Verbindung (gegenseitige Dedung) zu treten, und wichtige Zentrumslinien zu besetzen. Schwarz hingegen, dessen Dame über keine Entwicklungsfähigkeit verfügt, besitzt zur Verbindung seiner Türme noch keine Gelegenheit und steht in seinem Lager demnach zusammengedrängt. Durch seinen nächsten Zug versucht er also für die Dame das Feld zu gewinnen und für den Damenturm die e-Reihe.

10. c7—c5

11. Lg5—f4

Um Dd8—e7 zu verhindern.

11. Sf6—h5

Um den störenden Läufer zu besetzen.

12. Lf4—e5 Ta8—c8

Beabsichtigt, falls Weiß dagegen nichts unternimmt, folgende immer-

hin besetzende Taufschkombination: 13. ... c×d4; 14. e×d4, L×f3; 15. D×f3; T×c4; usw.

13. Lc4—b3

zieht den Lc4 aus der Schutzlinie des Tc8, um die oben erwähnte Abficht zu durchkreuzen.

13. g7—g6.

Die Rochadestellung ist am sichersten, wenn die vor dem König stehenden Bauern auf ihren ursprünglichen Plätzen sich befinden, weil sie von dort aus den feindlichen Figuren den Zutritt zur dritten (bzw. sechsten) Horizontale verwehren. Ziehen jedoch diese Bauern, so entstehen auf den genannten Horizontalen Felder, die von Bauern ungedeckt sind. (Im gegebenen Falle z. B. die Felder h6 und f6.) Derartige, von Bauern ungedeckte Felder in der Nähe des eigenen Heerlagers tragen den englischen Namen „holes“ (auf Deutsch: Lücken) und sind solange als möglich zu vermeiden. Denn erstens wird hierdurch dem Gegner oft die Gelegenheit geboten, seine Figuren auf den abgeschwächten Feldern bedrohlich einzupflanzen; zweitens aber sind Bauern am so leichter und um so rascher vom Gegner anzugreifen, je weiter sie ziehen. Demnach pflegt der Vorstoß von Bauern aus der Rochadestellung meistens mit Gefahren der eigenen Sicherheit verbunden zu sein.

Im gegebenen Falle jedoch wußte Schwarz kein anderes Mittel, um seiner Dame das Feld c7 zu verschaffen. (Und ein anderes Entwicklungsfeld steht ihr auch nicht schadlos zu Gebote.) 3. B. 13. ... S×e5; 14. d×e5, Dc7? (besser g7—g6!); 15. g4, Dc6; 16. Ld1 und Sh5 geht verloren. Der schwächere Zug g7—g6 (technischer Ausdruck: „Loderung“) geschieht also um dem Sh5 einen Rückzug zu verschaffen.

14. Ta1—d1 Sd7×e5

15. Sf3×e5 Dd8—c7

16. f2—f4

Die bedrohliche Stellung des Sd5 von zwei Bauern gedeckt ist zu merken, weil sie in den meisten Varianten der Variante: 2. ... e6?; 3. Sc3, Sf6 vorkommt, und sehr oft gegen Schwarz entscheidet. (Bedroht die Punkte: f7, g6, d7 und e6.)

16. Sh5—g7

17. d4—d5 e6×d5

18. Sc3×d5 Lb7×d5

19. Lb3×d5 Tc8—d8

20. De2—c4

Bedroht den Punkt f7.

20. Le7—d6

21. Sc5—g4

Droht Sg4—h6† nebst Sh6×f7†. In dieser Bedrohung des (durch die „Loderung“ 13... g6) entstandenen „Loches“ illustriert sich praktisch unsere theoretische Betrachtung in der Umkehrung zum 13. Zuge von Schwarz.

21. Sg7—e8

22. f4—f5!

Auch diese Illustration der erwähnten Umkehrung ist zu beachten. (Auf g7 wäre der schwarze Bauer schwerer anzugreifen.)

22. h7—h5

Es gibt keine Verteidigung mehr!

23. f5×g6! h5×g4

24. Tf1×f7! Tf8×f7

25. g6×f7! Kg8—h8

26. Dc4—c3† Kh8—h7

Auch 26. ... Sg7 muß nichts: 27. Df6, L×h2†; 28. Kf1, Dd6; 29. Dh4†, Sh5; 30. D×h5†, Kg7; 31. D×g4† usw.

27. Ld5—e4† Kh7—h6

28. Dc3—h8† Kh6—g5

29. Td1—d5† Aufgegeben

Weiß setzt Matt in 4 Zügen.